

Zur Debatte um Gorz und die Zukunft der Gewerkschaften : Rettung à la Gorz gefällig?

Autor(en): **Berger, Maya**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rote Revue - Profil : Monatszeitschrift**

Band (Jahr): **64 (1985)**

Heft 5

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-340247>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

bringt dies dem Arbeitnehmer überhaupt nichts und dem Arbeitslosen, der eine Stellung sucht, ebensowenig, weil der Arbeitnehmer dann lieber weiter-

hin voll arbeitet, um nicht weniger Lohn zu bekommen. Um die Kaufkraft zu erhalten, braucht es die Arbeitszeitverkürzung ohne Lohnneinbussen.

So, wie Florian Schlegel die SPS möchte, möchte ich sie nicht, denn es wäre nicht mehr die richtige SPS.

Willy Oggier, Zürich

Zur Debatte um Gorz und die Zukunft der Gewerkschaften

Rettung à la Gorz gefällig?

Von Maya Berger

1. Vorbemerkung

Gleich vorweg: Gegen die Gorzsche Auffassung von Leben und Arbeiten gebe es drei Gegner, schreibt H.R. Strahm (Alle Literaturangaben am Schluss): die Wachstumsgläubigen, die traditionellen Keynesianer und die trotzistisch orientierte Linke. Ich gehöre zu keiner Kategorie dieser Gegnerschaft und dennoch möchte ich im folgenden die Zukunftskonstruktion von Gorz angreifen. Allerdings ist dies nicht so einfach. Gorz wirft eine Reihe wichtiger Probleme auf, leistet oft genaue Analysen und lässt an vielen Stellen faszinierende Möglichkeiten aufleuchten. Aber das ist ja das Schlimme: Es ist bei ihm ein wenig von allem etwas zu haben, zusammengerührt zu einem schmackhaften Eintopf. Sowohl «Realisten» wie «Utopisten» brauchen ihn je nach ihrem Geschmack nur ein wenig umzuwürzen, um ihn bestens goutieren zu können. Den sogenannten Realisten bringt Gorz genügend Zahlen und ökonomisches Beweismaterial, den Utopisten bleibt genügend Raum zum Weiterphantasieren. Was mich denn auch bedenklich stimmt, sind letztlich weniger die Entwürfe von Gorz selbst als die Gorz-Anhänger, die diese als Eintopfgericht konsumieren.

2. Wie wird man Gorzianer?

1980 nahm Gorz «Abschied vom Proletariat» (G, I), drei Jahre später erläuterte er uns in «Wege ins Paradies» (G, II), wohin die Reise geht. 1984 hat er kundgetan, wer Zugpferd spielen solle auf dieser Reise: «Ins Paradies – aber mit den Gewerkschaften!» (G, III). Diese neuerliche Wiederbegrüssung der «Proletarier» mag vorerst erstaunen, doch letztlich bleibt Gorz sich selbst treu – was für sein Publikum wohl weniger zutreffen mag.

Wenn mich nicht alles täuscht, so ist Gorz' Popularität aufgrund seiner «Wege ins Paradies» sprunghaft angestiegen. So vermutet u.a. H.R. Strahm in seinem Artikel «Gorz statt Keynes» gegenwärtig den Anbruch einer neuen Ära: «Gorz nach Keynes». Beinahe unmerklich seien «wir Gorzianer geworden» («wir», d.h. die Sozialdemokraten laut SPS-Parteiprogramm 1982).

Die kritischen Theoretiker, die aufgrund des «Abschieds vom Proletariat» ihren eigenen Abschied von Gorz erklärt haben, sind offenbar uninteressant geworden – sie würden ja doch angesichts der «Wege ins Paradies» als notorische Zweifler nur ihre alten Argumente gegen das duale Gesellschaftsmodell wie-

derholen, die sie schon damals vorgebracht hatten – und übrigens: Eine reale Alternative haben die ja eh nicht anzubieten! Eine schönere Zukunft sei nicht nur denkbar, sie sei auch machbar, meint Gorz: «Nie ist die Machbarkeit positiver nicht kapitalistischer Alternativen greifbarer gewesen.» (Gorz, IV, S. 7) Dieser Optimismus in einer Zeit, in der die «Katastrophen Konjunktur haben», hat in der Tat etwas Mitreissendes. Aber hat und hatte das in Zeiten der Not nicht jeder Optimismus, so verschieden die Inhalte der «besseren Welten» jeweils auch waren? Eben, etwas Mitreissendes: Da lässt man liebend gern die bremsenden Zweifel fahren! Um so mehr jetzt, im Falle Gorz, wo die Revolution sozusagen schon gemacht scheint, auf seiten der Technik nämlich (mikroelektronische Revolution). Ihre Früchte winken uns ins Paradies, lasst uns doch zugreifen! Wir haben ja nicht wie der alte Adam ein Paradies zu verlieren, sondern höchstens eines zu gewinnen.

Trotz alledem: Die neuen Paradiesäpfel könnten uns noch sauer und giftig schmecken! Was aber ist denn da eigentlich vorgegangen, wenn beinahe unmerklich, «ohne Gorz zu kennen und ihn ganz zu verstehen»

(Strahm, S. 9), immer mehr Leute zu «Gorzianern» geworden sind?

Spätestens Ende der 70er Jahre, Anfang der 80er Jahre verschärften sich mit der Debatte um die sogenannte «Krise der Arbeitsgesellschaft» zunehmend und unübersehbar die Attacken auf das Selbstverständnis der traditionellen Arbeiterbewegung. Dazu zwei Beispiele: Nicht unwesentlich manifestierte sich das Rütteln am Tabu der alten Arbeitsmoral an der Jugendbewegung von 1980. Im gleichen Jahr nahm Gorz auch seinen «Abschied vom Proletariat» als einem «möglichen Subjekt der sozialistischen Revolution» (Gorz, I, S. 61) und verkündete die Ankunft der «Nicht-Klasse der Nicht-Arbeiter» (Gorz I, S. 63), der «nachrevolutionären Proletarier». Gesprayte Parolen wie «Arbeit ist Verrat am Proletariat» verfehlten ihre Wirkung damals nicht bei der Arbeiterschaft, Gewerkschafter inbegriffen: «Wenn du einen Sozialisten ärgern willst, dann provoziere ihn mit der Arbeitsverweigerung.» Wie mit der Zeit herauszufinden war, stammten solche Gifteleien u.a. aus südlicher Küche, wo auch das Ansinnen «Lohn für Nicht-Arbeit» gebraut worden war. (Ich spiele hier und auch weiter unten auf die italienischen Operaisten an. Zu den Differenzen zwischen Gorz' Konstruktion und den Operaisten vgl. Lüscher, S. 189)

Gleichzeitig mit diesen Parolen nun auch noch der «Abschied vom Proletariat»! Das konnte denen nur passen, die «die arbeitswütige und integrierte Arbeiterklasse» nicht mehr sehen mochten und die die eigene Arbeitsfähigkeit ja schon ausserhalb des kapitalistischen Kontrollbereiches verwirklichten – wenn überhaupt – als Selbstverwalter, Subventionsempfänger . . . (vgl. Lüscher)

Wer aber tatsächlich arbeiten musste, mehr als 40 Stunden die Woche, dem musste dies alles doch an die Substanz gehen, Bitternis und Verunsicherung erzeugen! Das wäre jedenfalls einzusehen. Schliesslich richteten sich diese Angriffe direkt auf die Identität der selbst- und klassenbewussten Arbeiter. (Für Frauen ist das so nicht zu verallgemeinern!)

Drei Jahre später ist es stiller, allenfalls heimlicher geworden um die Arbeitsverweigerung. Verweigert wird jetzt die Arbeit zunehmend von anderer Seite, von den Unternehmen selbst: d.h. Zwangsentlassungen, Arbeitslosigkeit. Es hat nun neuerdings den Anschein, als werde angesichts dieser neuen Situation und dank Gorz' Nachhilfe der «Lohn für Nicht-Arbeit» doch noch salonfähig, ja mehr, er werde sozusagen als Schlüssel zum Paradies entdeckt. Allerdings scheint der «Lohn für Nicht-Arbeit» jetzt verwandelt in «Sozialeinkommen – auf dem Weg zur Abschaffung der Lohnarbeit» (Gorz, II, S. 6). Arbeit wird zwar auch weiterhin noch zu leisten sein und immer noch in entfremdeter Form, aber zu einem so kleinen Zeitteil, gemessen an der neu gewonnenen freien Zeit, dass sie nicht mehr lebensbestimmend sein wird für die Gesellschaft der Zukunft: «Der Sozialismus der Zukunft wird postindustriell und antiproduktivistisch sein, oder er wird nicht sein.» (Gorz, II, S. 14)

Ohne Arbeitsverweigerung – auf seiten der Arbeiter! –, da lässt's sich doch offenbar schon etwas anders an mit dem «Lohn für Nicht-Arbeit» in Form eines garantierten Sozialeinkommens. Der «Lohn für Nicht-Arbeit», einst Kampfbegriff, scheint unbemerkt zur Zukunftsvision geläutert, wird nur erst die Parole «Arbeitsverweigerung» aufgegeben. Ist das der springende Punkt, warum die Gorzianer

plötzlich so zunehmen? Man soll sich nicht so trotzig geben und Arbeit verweigern wollen, sie verschwindet ja so oder so! Zu lösen gibt es dann «lediglich» noch die Verteilungsfrage, ein rein quantitatives Problem: «. . . wenn wir nur die Verteilungsmittel hätten, die allen Leuten den Zugang zu den Reichtümern ermöglichten.» (Gorz, III, S. 10)

Was mich bei alledem vorerst stutzig macht: Wie unerwartet rasch plötzlich der Abschied von der alten Arbeiteridentität gelingt in Kreisen der traditionellen Arbeiterbewegung angesichts der neu eröffneten Paradiesesvision von Gorz. Haben sie sich dieses Paradies und den notwendigen Tribut, den sie dafür entrichten sollen, auch gründlich genug angesehen, bevor sie die Wege dorthin unter die Füsse nehmen?

3. Kritische Gesichtspunkte zu Gorz' «Sphäre der Autonomie»

3.1 «Eigentliches Leben» – uneigentliche Natur

Einst musste der Wilde ringen mit der Natur, um sein Leben zu erhalten, denn sie war ebenfalls wild und bedrohlich. Sie hielt ihn gefangen in ihren Zwängen, und er war daher unfrei. Denn das «Reich der Freiheit» beginnt erst dort, wo die Not und das Arbeiten aufhören (vgl. Marx, Kapital III, S. 828). Jetzt aber wird die Not mit der wilden Natur bald ein Ende haben, denn «die mikroelektronische Revolution leitet das Zeitalter der Beseitigung der Arbeit» (Gorz, II, S. 53) und somit die «Befreiung vom Arbeitszwang» ein (Gorz, III, S. 11).

Es stellt sich nun die Frage, was die Leute tun sollen in dieser frei gewordenen Zeit, in diesem sich eröffnenden «Reich der Freiheit». Gorz Antwort: «Sie sollen machen, was ihnen Lust macht. (. . .) Also Freizeittätigkeiten

sind erstens künstlerisch. Aber nicht nur. Zum Beispiel alles, was die Neugestaltung, Verschönerung eines Wohnviertels betrifft, oder auch Gartenbau. Überall wird von allen, die etwas Zeit haben, Gartenbau betrieben. Man ist mit der Erde in Kontakt und sieht, was Leben eigentlich ist.» (Gorz, III, S. 15) Als Beispiel für die Verschönerung der Wohnviertel führt Gorz Wandmalereien in den Wellblechdörfern und -städten in Mexiko an. Der Lohn für die Verschönerung sei allein die Tätigkeit des Verschönerns selbst. Es kommt dann zum Gartenbau und den künstlerischen Tätigkeiten noch die «Eigenproduktion» (Möbel, Kleider, Musikprogramme . . .) hinzu. Entscheidendes Kennzeichen für den autonomen Sektor aber: Er umfasst nur die Produktion all dessen, was entbehrlich ist (Gorz, III, S. 15 ff). Es ist «der Raum all dessen, was er (in diesem Fall der Dorfbewohner) ohne absolute Notwendigkeit tun oder auch lassen kann, wenn er lieber unter seinem Feigenbaum sitzt und meditiert» (Gorz, II, S. 90).

Das «eigentliche Leben» basiert also auf einem Verhältnis der Menschen zu einer Natur, die ihrer Wildheit beraubt, bezähmt, überwältigt ist, die keinen notwendigen Tribut, d.h. notwendige Arbeit mehr fordert. Gleich diese Natur nicht eher einer Naturidylle, einer zur Kunst verzauberten Natur? «Eigentliches Leben» erscheint so bei Gorz als Kehrseite einer «uneigentlichen Natur». Die Harmonisierung Mensch-Natur ist endlich vollbracht!

Die bedrohliche «uneigentliche Natur» aber ist marginalisiert zusammen mit dem noch verbleibenden Quantum notwendiger Arbeit (vgl. Gorz, II, S. 53). Dank Robotern und Mikroelektronik hat der Tribut, der dieser Natur zu entrichten ist, nur noch die Form von «banalisierter Ar-

beit» (Gorz, II, S. 76). Wer seine entfremdete Arbeit verrichtet, lebt und leidet somit nur noch «uneigentlich».

Das Beispiel der mexikanischen Wellblechmalereien verweist nicht ohne (unfreiwilligen) Zynismus auf die Widersprüche in Gorz' Dual-Modell: Not bzw. Zwang (Wellblech) und Autonomie bzw. Freiheit (Malerei) bleiben einander so eng verhaftet, dass die Aufhebung der Not (Wellblech) auch die Zerstörung der Freiheit (Malerei) beinhaltet.

3.2 Rettungsmodell für die Aristokratie der Arbeitenden

Arbeitslosigkeit: Die Chance für die Zukunft – wenn nur die Verteilungsfrage gelöst wird! Wer aber soll da letztlich vom Arbeitszwang erlöst werden und vom Zwang zu welcher Arbeit? Diese Frage bekommt eine wesentlich andere Dimension angesichts der weltweit herrschenden «Verteilungslage», wie sie u.a. auf der Weltkonferenz für Frauen in Kopenhagen 1980 analysiert und beschrieben wird: «Zwei Drittel aller Arbeit auf der Welt machen Frauen, sie erhalten dafür aber nur ein Zehntel aller Einkommen», d.h. aller Weltlöhne. (Claudia von Werlhof, S. 28). Die freien Lohnarbeiter (mehr oder weniger vertraglich abgesicherte Lohnarbeit) machen lediglich 10–20% der Weltbevölkerung aus, während 80–90% (Männer, vorwiegend der Dritten Welt, inbegriffen) unfreie Nicht-Lohnarbeiter sind (vgl. dazu: Claudia v. Werlhof: «Hausfrauisierung der Arbeit»). Diese Nicht-Lohnarbeiter/innen aber sind nicht gemeint, wenn von der sogenannten «Krise der Arbeitsgesellschaft» die Rede ist. «Denn was ausgeht, ist ja nicht die Arbeit überhaupt, z.B. im informellen Sektor (Gegenstück zum formellen Sektor, d.h. zur offiziellen Ökonomie, u.a. Hausfrau-

enarbeit, alle Formen nicht oder minimal entlohnter Arbeit), sondern die Lohnarbeit bzw. der Lohn. (. . .) Die Krise wird daher erst bemerkt, wenn sie den Bereich der freien Lohnarbeit zu bedrohen beginnt, und das ist – weltweit gesehen – die Spitze der «Aristokratie» der Arbeitenden, die nur 10–20% der Arbeitenden ausmacht: Es ist, wie die Indianer sagen würden, «der weisse Mann», der nun sein eigenes System eingeholt hat.» (Werlhof, S. 28)

Diese Aristokratie ist nun daran, einen Ersatz zu finden für die schwindende freie Lohnarbeit. Sie will «gewissermassen das alte <Recht auf Arbeit> in ein <Recht auf Einkommen> umtauschen. Das Ziel ist also eine Nicht-Lohnarbeit, die noch besser ist als alle bisherige entlohnte Arbeit: sie soll alle Vorteile des Alten mit denen des Neuen kombinieren, alle Nachteile von beiden jedoch ausschliessen.» (Werlhof) Wo aber liegen die Gestaltungsangebote, die «Ressourcen» für das neu zu gewinnende Leben? Der informelle Sektor, der Bereich der sogenannten «nicht-ökonomischen Tätigkeiten und Werte» (Gorz, I, S. 78) wird als das gelobte Land neu entdeckt. Bisher als rückständig und untergeordnet angesehen, als blosse «Rumpelkammer» neben der rational durchgeformten, formalisierten Ökonomie wird dieser Bereich nun plötzlich attraktiv, hof- und gesellschaftsfähig: «Es ist, wie wenn jemand endlich einmal Licht macht in der Rumpelkammer und plötzlich lauter Antiquitäten entdeckt.» (Werlhof) Um die Antiquitäten geht es wohlverstanden, nicht um den Gerümpel! Um die Tätigkeiten, die sich im Selbstzweck erfüllen, deren Lohn die Tätigkeit selbst ist: Zum Beispiel Gartenbau zur Produktion bloss des Entbehrlichen – nicht das zähe Ringen mit kargem Boden zur Sicherung minimal notwendiger Subsidi-

stanzmittel. Gesellschaftsfähig wird nur die «schöne Natur» – meditieren unterm Feigenbaum – nicht die bedrohliche.

Werden künftig Roboter die Felder bestellen, die Kinder wickeln und trösten, die Häuser sauber halten, das Essen bereiten, den Gerümpel aufräumen – oder ist das alles etwa nicht notwendige Arbeit, deren Quantum dank der neuen Technologien sich «sehr stark und sehr schnell verringern» (Gorz, II, S. 76) wird? Gehören diese Arbeiten etwa gar schon in den Bereich der sekundären Bedürfnisbefriedigung, wo bloss Güter produziert werden, «die den Wünschen, dem Geschmack und der Phantasie des Einzelnen entsprechen» (Gorz, I, S. 88)? Wäre somit der informelle Sektor bereits die Antizipation des Paradieses?

Natürlich liegen bei Gorz die Widersprüche nicht ganz so blank und plump auf dem Tisch. Seine Rechnung kann aber nicht aufgehen – seine Frauenemanzipationsmuster und Drittwelt-Vorsehungen hin oder her – er hat sie gemacht für die 10–20% freien Lohnarbeiter auf der Welt und nicht für die 80–90% unfreien Nicht-Lohnarbeiter/innen. Insoweit diese übrigens Teilzeitlohnarbeit machen, braucht ihre Arbeit jedenfalls kaum weiter banalisiert zu werden.

Gorz «wirft zwei Varianten der Nicht-Arbeit zusammen: Arbeitslosigkeit und nichtproduktive Arbeit im klassisch ökonomischen Sinne: Arbeit, die nicht Tauschwerte herstellt, sondern die allgemeinen Bedingungen der Tauschwertproduktion sichert» (Lüscher, S. 124), sie überhaupt erst ermöglicht. So bleibt Gorz letztlich fixiert auf die klassische Ökonomie und den klassischen Lohnarbeiter, für den allein er Rettung sieht.

3.3 *Alternativbewegung – «Selbstausschöpfung» – als Vorbild für Nicht-Arbeit*

Bei der Alternativbewegung gebe es «Anknüpfungsmöglichkeiten», das Modell von autonomem Leben in die Wirklichkeit zu übertragen, sagt Gorz: Die Alternativbewegung «sagt uns nicht, wie wir zu einer (. . .) verallgemeinerten Umänderung unserer Lebensweise, Werte, Ideologien usw. kommen können, (. . .) aber diese Bewegung veranschaulicht, was möglich werden könnte» (Gorz, III, S. 19). Die Alternativen, die Selbstverwalter haben sich – von der Arbeitsgesellschaft her besehen – durchaus in den Bereich der Nicht(-Lohn)-Arbeit begeben, versuchen diese Arbeit als Modell der Selbstverwirklichung wiederzugewinnen. Das besagt aber noch lange nicht, dass sie aus der Plackerei ausgestiegen wären. Die Alternativszene hat nicht umsonst endlos über «Selbstausschöpfung» diskutiert (vgl. Lüscher, S. 204). Produziert wird dort vor allem das Unentbehrliche, das elementar Notwendige: Nahrung, Kleider, Möbel, Dienstleistungen in Form gegenseitiger Selbsthilfe.

Tendenziell verhalten sich die Alternativen «maschinenstürmerisch», wenden sich gegen rationalisierende Arbeitsteilung und zahlen für ihr «ganzheitliches» Arbeiten auch ihren Tribut: Die notwendige Arbeit hat für sie zugenommen. Vorbild für ein duales Gesellschaftsmodell können sie lediglich dort sein, wo sie sich in eigene Widersprüche verwickeln, die sie nicht zu lösen vermögen. (Beispiel: Bei ernsthafter Erkrankung Medikamente von der Pharmaindustrie)

4. *Kritische Gesichtspunkte zu Gorz' «Heteronomie-Sphäre»*

4.1 «Der Riss zwischen Freiheit und Sicherheit»

Die autonome Sphäre verspricht Freiheit, «Lust am Schaffen», «Selbstverwirklichung in künstlerischen Tätigkeiten und im Produzieren von Entbehrlichem» (Gorz, III, S. 16). Die Sicherheit aber des Überlebens, die Garantie letztlich der Freiheit, muss von draussen kommen, aus einer anderen Sphäre: «Die heteronome Sphäre gewährleistet die programmierte, geplante Produktion all dessen, was für das Leben der Individuen und für das Funktionieren der Gesellschaft notwendig ist, so wirksam wie möglich. (. . .) Nur die Banalisierung des Grossteils der sozial notwendigen Arbeiten erlaubt es, sie auf die Bevölkerung zu verteilen und die durchschnittliche Arbeitszeit auf wenige Stunden täglich herabzusetzen. (. . .) Die Erweiterung der autonomen Sphäre hat eine heteronome industrialisierte Produktion zur Voraussetzung» (Gorz, I, S. 92). Die notwendige Arbeit also ist banal, die schöpferischen Tätigkeiten aber schaffen bloss das Entbehrliche – Luxus hiess das ehemals. Gorz versucht in seiner Zukunftskonstruktion nichts weniger als die harmonische Vereinigung der beiden getrennten Sphären unter dem Dach ein und derselben Gesellschaft.» «Kurz», sagt er, «es kann nur eine dualistische Lösung geben: die Organisation eines diskontinuierlichen Gesellschaftszusammenhangs mit zwei getrennten Sphären.» (Gorz, I, S. 87)

Grob gesprochen versucht Gorz mit dieser friedlichen Vereinigung der beiden Sphären letztlich die Harmonisierung des sozialistischen Prinzips mit dem kapitalistischen:

«Beginnen wir weit hinten, im ausgehenden 19. Jahrhundert. Der Kapitalismus verspricht Freiheit und die Möglichkeit des Reichtums. Der Sozialismus

verspricht Sicherheit und die Abschaffung der Armut. Niemand kann beides geben» (Lüscher, S. 176). Gorz' Konstruktion aber scheint beides zu geben! Sie kombiniert die Vorteile der verschiedenen Prinzipien unter gleichzeitigem Ausschluss ihrer Nachteile: Die heteronome Sphäre (sozialistisches Prinzip) gibt die Sicherheit, die autonome Sphäre (kapitalistisches Prinzip) die Freiheit. Bedingung allerdings: Alle Gesellschaftsmitglieder haben ihren Beitrag an heteronomer Arbeit zu leisten – notfalls unter Zwang (vgl. Lüscher, S. 177).

Wie aber lässt sich Gorz' «dualistische Lösung» vereinbaren mit seiner eigenen Kritik am «Ausweg nach rechts», am «Modell einer gespaltenen, zweigeteilten Gesellschaft (. . .), die die liberalen Technokraten als «Duale Wirtschaftsgesellschaft» bezeichnen»? Die Zweiteilung der Gesellschaft und der Ökonomie müsse verhindert werden, sagt er in seiner Rede am SPS-Parteitag (Gorz, IV, S. 4). Natürlich gibt es bei Gorz längst Erklärungen für diesen scheinbaren(?) Widerspruch. Mit der Umverteilung der notwendigen Arbeit u.a. solle die Spaltung der Gesellschaft in eine Masse von Arbeitslosen und eine kleine Arbeiterelite verhindert werden. Der horizontale Riss zwischen einer entrechteten, verarmten Unterschicht und einer gut bezahlten Arbeiter-Oberschicht – so scheint es, zumindest für die Industrienationen der 1. Welt – sei damit zu stopfen. Aber «damit wird der Riss zwischen Freiheit und Sicherheit, der die Auseinandersetzung von kapitalistischer und sozialistischer Ideologie bestimmt hat, nicht geschlossen, sondern zum Vergesellschaftungsprinzip hinaufgehoben» (Lüscher, S. 196). Er hat sich also bloss verschoben und geht jetzt vertikal durch die Individuen hindurch, unsichtbar: Einerseits blosse Anhängsel,

Sklaven einer komplexen Maschinerie, andererseits freie, schöpferische Wesen im autonomen Paradies – «Rittlings über dieser Kluft, wer möchte da leben?» (Lüscher, S. 196).

Wenn Gorz die Unterordnung der Heteronomie-Sphäre unter die der Autonomie beschwört, soll das nicht zur Folge haben, wie es gegenwärtig fast den Anschein hat, dass in den Debatten der «Gorzianer» die Heteronomie-Sphäre zur blossen Nebensache gerät, vor lauter Blendung durch die immer grösser werdende arbeitsfreie (-lose!) Zeit die Qualität des Minderheitsquantums an Zeit, des verbleibenden Rests an notwendiger Arbeit schon fast vergessen wird.

4.2 Rationale Produktion und «irrationaler Rest»

Ob Gorz das Proletariat verabschiedet oder die Gewerkschaften neu willkommen heisst, er bleibt seinem alten Glauben stets treu: «Rationalisierung = Vernünftigmachung von Produktion, sprich von Gesellschaft» (vgl. Neusüss, S. 37). Fortschrittliche Bourgeoisie und die Sozialdemokratie waren sich (sind es noch?) diesbezüglich offenbar einig: «Wir wollen doch das Gleiche, wir wollen eine rationale Produktion.» Zumindest weist dies Christel Neusüss vorerst für die Weimarer Republik nach, und es wäre genau zu prüfen, wie es mit diesem Glauben weiterhin aussah, nicht bloss bei den Sozialdemokraten (Neusüss, S. 37). Beide sangen gleichermassen das Loblied auf die «Verwissenschaftlichung der Produktion», auf die optimale, d.h. nicht mehr maximale Verenausgabung von Arbeitskraft. Vernunft, wie die Rationalisierungsgläubigen sie anstreben, ist letztlich nichts anderes als das Berechenbare. Vernunft wird daher reduziert auf ihre Rolle bei der Beherrschung von Din-

gen, Menschen und der Natur. «Jeder Gebrauch (von Begriffen, Wertkategorien), der über die behelfsmässige, technische Zusammensetzung faktischer Daten hinausgeht, ist als eine letzte Spur des Aberglaubens getilgt.» «Instrumentelle Vernunft» hat Horkheimer diese «Vernunft» genannt. (Vgl. M. Horkheimer, Zur Kritik der instrumentellen Vernunft, Frankfurt 1967, S. 30ff.)

«Wissenschaft» ist entsprechend nur noch «Klassifikation von Tatsachen und Berechnungen von Wahrscheinlichkeiten» (Horkheimer). Konkret sichtbar wird die «Vernünftigmachung der Produktion» in den Entwicklungsetappen Taylorismus: Wissenschaftliche Betriebsführung, systematische Arbeitsteilung; Fordismus: Fließband, Vermittlung der Taylorschen Programmatik mit der neuen Maschinerie; Arbeitspsychologie: Kombination der Arbeitsteilung mit einer neuen Sozialtechnologie, «das psychologische Experiment soll planmässig in den Dienst des Wirtschaftslebens gestellt werden»; Keynesianismus: Angelpunkt wird die «effektive Nachfrage», d.h. die Sphäre der sogenannten Reproduktion soll in die Vernünftigmachung der Produktion miteinberechnet werden. – Und neuerdings nun «Gorz statt Keynes»: «Anzapfung der Kreativität der Beschäftigten im Betrieb» (Gorz, IV, S. 12). Das meint Gorz sehr wohl in positivem Sinne. Gefragt, wie er in einer Gesellschaft mit verkürzter Arbeitszeit die neuen Arbeitsformen definiere, schildert er ein Beispiel, wo nur noch halb so lange wie heute gearbeitet wird und zu welchem ihm amerikanische «fortschrittliche Unternehmer wie Hewlett und Packard» die Vorlage liefern: «Bei Packard gibt es keine Schichten, keinen Stundenzwang, es gibt auch keine Hierarchie. Es ist wie eine grosse

Bahnhofhalle, in der 1500 Personen arbeiten und alle gehen herum. (. . .) Die Leute hören nie auf, von einem Platz zu einem andern zu gehen, sich gegenseitig zu befragen und zu kooperieren. Und ganz am Ende der Bahnhofhalle ist ein kleines verglastes Büro, da sitzen zwei Männer drin, der eine ist Hewlett, der andere Packard. Das sind die Bosse. Zu denen kann jeder ständig rein.» Er kann dort Ideen, Erfindungen anmelden, sie an bestimmten Konferenzen vortragen, «und wenn der Vorschlag angenommen ist, sind sie (die Beschäftigten) selbst verantwortlich für die Durchsetzung. So, das ist Anzapfung der Kreativität der Beschäftigten in einem Betrieb, wo Arbeitszeit schon verkürzt und flexibler geworden und die Hierarchie abgebaut ist und die Leute als, sagen wir, mündige, selbständige Personen angesprochen werden» (Gorz, IV, S. 12). Selbst wenn das Beispiel erst etwa auf halber Wegstrecke zum Paradies anzusiedeln wäre, es gelingt mir bei bestem Willen nicht, bei Gorz einen Bruch mit der alten Kapitallogik festzustellen.

Eine grundlegende Kritik an der «Vernünftigmachung der Produktion» würde darin bestehen, die Geschichte des «irrationalen Rests», jenes Rests, der sich der rationalisierenden Logik entzieht, aufzuzeichnen. Es ist wohl kein Zufall, dass es zunehmend Frauen sind, die gegenwärtig an dieser Geschichte arbeiten.

Hier nur ein paar knappe Hinweise dazu, herausgegriffen aus dem Aufsatz von Christel Neusüss:

● Sozialdemokraten der Weimarer Republik wie Otto Bauer machen sich stark für die Rationalisierung: «Rationalisierung bedeutet die Überwindung der aus Gewohnheit, Gedankenlosigkeit und Affekt entstehenden Verlustmöglichkeiten.» Die

Stimme der Leidenschaft werde «nüchterner Rechnung unterstellt, die jede soziale Umgestaltung mit den geringstmöglichen Opfern» vornehmen. Zwar gäbe es irrationale Restbestände, «persönliche Phantasie», «Sehnsucht nach Wagnis, Abenteuer, Erleben», aber diese seien als strikte Feinde der Vernunft und Demokratie einzuschätzen. Sie würden «die einen dem Faschismus, die anderen dem Bolschewismus» zutreiben (Neusüss, S. 38ff.).

● Zur Wirtschaftswunderzeit gerät der «irrationaler Rest» in Vergessenheit: Die Interpretation des Faschismus lief auf die These vom «Ausbruch der Irrationalität» hinaus. Nüchterne Vernunft müsse verhindern, dass je so etwas wieder passieren könne. «Die Vernunft setzte sich durch, auch in den Köpfen, auch in den Gefühlen der Lohnabhängigen. Sachlichkeit, Rationalität, darum ging es im Verhandlungsstil zwischen den Tarifpartnern. Menschlich-Emotionales hatte da nichts zu suchen. Das war Privatsache, das mochte sich ansiedeln, wo es wolle, dafür gab es schliesslich die Ehefrau zu Hause.» Mit der Irrationalität, da lasse sich nichts «Vernünftiges» anfangen (Neusüss, S. 44).

● In der Auseinandersetzung mit den neuen Technologien sind nun auch innerhalb der Gewerkschaften «Mini-Minderheitenkritiken» zu hören: Ganz neutral ist offenbar Technik nicht mehr. Das «Rationale» scheint nicht mehr ganz so «vernünftig».

● Gleichzeitig «nimmt der <Rest> immer greifbarere soziale und ökonomische Gestalt an» und erscheint gar nicht mehr so «irrational» (Neusüss, S. 46).

● Während auf der einen Seite der «Rest wächst und wächst, und die Frauen für ihn zuständig sein sollen (. . .) – der Umfang <wertloser> gesellschaftlich notwendiger Arbeit wird vermehrt»

(Soziales Engagement, Erziehung, Gesundheitswesen, propagierte neue Mütterlichkeit), . . . träumen auf der anderen Seite die Gewerkschaften «nach wie vor von der Schaffung arbeitsfreier Zeit: Dass dies auf Kosten des <Rests> geht, und dass dieser <Rest> das Eigentliche ist, der etwa 80% aller menschlichen Arbeit ausmacht, ignorieren sie» (Neusüss, S. 52). Die «Zwei-Reich-Lehre: hier <Vernunft> der wirtschaftlichen Rechnung – da die völlig <unökonomische>, querliegende menschliche Seinsverfassung» (Neusüss, S. 45) ist auch bei Gorz wieder anzutreffen, scheinbar mit umgekehrter Proportion: Was ehemals als «irrationaler Rest» galt, scheint nun zu seinem Recht zu kommen in der Sphäre der Autonomie: «persönliche Freiheit», «menschlich Emotionales», «Wagnis» . . . Der Vernunftbegriff scheint seine einstige Dimension, die Begriffe wie «Gerechtigkeit, Gleichheit, Glück, Toleranz» (vgl. Horkheimer) umfasste, zurückzugewinnen, scheint wieder menschlich zu werden. Die endlich «vernünftig» gemachte Produktion dagegen, die so lange Drehpunkt des Lebens gewesen war, scheint selber zum Rest geschrumpft, reduziert auf ein paar Stunden banalisierte Arbeit.

Wie immer auch die Proportionen in irgendeiner «Zwei-Reich-Lehre» ausfallen mögen: Der banal scheinende Rest ist das Verhängnis! Nur dem sogenannten «rationalen», sprich berechnenden Blick – der übers Rechnen eben, übers blosses Quantifizieren nicht hinauskommt – kann die von Gorz neu konstruierte Proportion so vielversprechend erscheinen. Kern und Basis aller Vernunft bleibt bei Gorz die «rationale» (rationalisierte) Produktion, die eine noch nie dagewesene Intensivierung erfahren soll. Primäre Vernunft ist und bleibt bei ihm das

Berechenbare, die ökonomische Rechnung. Menschliche Vernunft entpuppt sich letztlich nur als Narrenfreiheit der Spinner, die sich jetzt aber alle etwas ausgiebiger leisten dürfen dank Computerisierung und banalisierter Arbeit. Menschliche Vernunft ist aber bloss Derivat der instrumentellen Vernunft. So gesehen ist die heteronome Sphäre der autonomen übergeordnet, und nicht umgekehrt, wie Gorz vorgibt.

4.3 Der Traum vom «Arbeitergebrauch der Maschine»

So einig sich Sozialdemokratie (samt breiten Kreisen der Arbeiterbewegung) und sogenannte fortschrittliche Bourgeoisie auch sein mochten oder immer noch sind bezüglich der «Vernünftigmachung der Produktion», so uneinig waren und sind sie sich doch offenbar stets darüber, wer dieses Vernunft-Instrument handhaben und anwenden solle und zu welchem Zwecke. Auf seiten der Arbeiter verbirgt sich hinter der «Vernünftigmachung der Produktion» der Traum vom «Arbeitergebrauch der Maschine», der nach Gorz nun unmittelbar seiner Realisierung harrt.

Der Traum vom «Arbeitergebrauch der Maschine» unterstellt: Nicht die Maschinerie als Arbeitsmittel, sondern die Verfügungsgewalt der Unternehmer über die Maschinen ist das eigentliche Übel unserer Gesellschaft. Arbeits- und Verwertungsprozess sind strikte voneinander getrennt zu betrachten, nur letzteren gilt es anzugreifen. Maschinerie und Technik «an sich» sind politisch neutral.

Zwar ist «die Maschine heute das Instrument des Kapitalismus. In einer sozialistischen Wirtschaft wäre die Maschine der stumme Diener der ganzen Menschheit.» Dies ist nachzulesen in der Roten Revue, September 1933, bei A. Schmid: «Gibt

es einen Weg zurück?» Gorz hätte sicher seine Freude daran. Weiter ist dort zu lesen: Wäre die Arbeitszeit dank der Maschinenarbeit reduziert, hätten die Menschen «ausser der absolut notwendigen gesellschaftlichen Arbeitszeit (etwa 5 Std. pro Tag) Zeit, ihre eigene Entwicklung zu fördern. Sie würden aus Spiessbürgern zu freien, glücklichen Menschen werden. Sie könnten etwas von dem Reiz der Arbeit früherer Epochen miterleben, indem sie ihren Garten, ihr Feld bebauen, indem sie dem Fischfang obliegen, indem sie selbständige Arbeiten machen. Sie würden trotz der verhängnisvollen Arbeitsteilung, die die Maschine gebracht hat, wieder zu schöpferischen Menschen werden» und den «Tribut» an eintöniger Arbeit, die noch verbleibt «für die gesamte Menschheit gern und opferfreudig leisten». Es gehe um «Sein oder Nichtsein» und es gebe nur den Weg nach vorwärts. Das «Ammenmärchen, die Maschinen seien unsere Feinde», müsse zerstört werden. «Der Weg zurück bedeutet Faschismus, Untergang der heutigen Kultur. Der Weg nach vorwärts bedeutet Sozialismus und Freiheit. (. . .) Es hat also keinen Sinn, darüber zu philosophieren, ob die Abschaffung der Maschinenarbeit wünschenswert wäre oder nicht.» Die Bewegung der Maschinenstürmer Anfang 19. Jahrhundert sei noch zu begreifen, denn «in der damaligen Zeit war die Arbeiterklasse wirtschaftlich und politisch noch nicht geschult.»

Trotz ausgewiesener wirtschaftlicher und politischer Schulung wird neuerdings öfters wieder philosophiert über diese alten Fragen. Sei es, dass die «Träume idealer Schwärmer» nicht auszumerzen sind, oder sei es, dass bis auf den heutigen Tag kein noch so scharf geschliffenes Seziermesser das Herrschaftsgeschwür aus der «eigentlich ge-

sunden» Technologie herauszutrennen vermochte.

Maschinen als Freunde oder Feinde, wie auch immer die Versionen der sogenannten «Ammenmärchen» lauten, die Debatte bleibt so zu plump und demagogisch. Es kann nicht um die Alternative vorwärts zur Supertechnologie, zu Geisterfabriken (und zum Sozialismus) oder zurück ins Mittelalter, gar zum Pfahlbau (und zum Faschismus!) gehen.

Die frühen Maschinenstürmer z.B. hatten diesbezüglich differenzierte Kriterien. Sie hatten nichts gegen Neuerungen, die die Arbeit erleichterten, sie wollten sogar die «Jenny» (frühe Spinnmaschine), wenn sie nicht mehr als 24 Spindeln hatte und damit lediglich für Fabriken geeignet war (vgl. Autonomie, S. 9). Sie wehrten sich aber gegen die Zerstörung ihres Produktionswissens und des Werts ihrer Qualifikation. Sie «hatten die Maschinerie von vornherein begriffen als Kapital, als allein ihm adäquat geformtes Produktionsinstrument, welches nicht mehr Werkzeug war, sondern ihre Arbeit entwertete und ihre bestimmte Arbeitsweise auf das Kapital übertrug» (Autonomie, S. 18). Ihr Kampf bedeutete «Abwehr eines neuen sozialen Verhältnisses, welches die Maschinen aufgrund der ihnen innewohnenden objektiven Art zu produzieren von vornherein verkörpern» (Autonomie, S. 7).

In den «Grundrissen» spricht Marx (noch?) von der Maschinerie, dem «capital fixe» als einem «beseelten Ungeheuer», das «den wissenschaftlichen Gedanken objektiviert und faktisch das Zusammenfassende ist», das «keineswegs als Instrument zum einzelnen Arbeiter sich verhält, vielmehr er (der Arbeiter) als beseelte Piktualität, lebendiges isoliertes Zubehör an ihm (dem Instrument) existiert».

So gesehen wird der Traum vom «Arbeitergebrauch der Maschine», der vom Kapital entwickelten Maschinerie wohlverstanden, fragwürdig. Es ist dann auch einzusehen, warum die Maschinenstürmer die Maschinen und damit das Kapitalverhältnis von einem sozialen Bezugspunkt ausserhalb der Fabrik angegriffen haben, ausgehend von einem «Wissen um das Lebensrecht des einzelnen, um Gerechtigkeit, die nicht allein am gerechten Brotpreis gemessen wurde» (Autonomie, S. 10). Solange der qualitative Umschlag ins Paradies allein durch quantitative Operationen (Arbeitszeitverkürzung) bewerkstelligt werden soll, bleibt das Thema Maschinensturm weiterhin tabu.

5. Schlüsselproblem: Wie holt man – und wer holt – die Utopie auf den Boden?

Wer treibt nach Gorz den Marsch ins Paradies voran, nachdem das kämpfende Proletariat alter Klasse verabschiedet ist? Der Nicht-Klasse der Nicht-Arbeiter, «die Gesamtheit der aus der gesellschaftlichen Produktion Ausgestossenen», geht es nicht um die «Machtergreifung mit dem Ziel, eine neue Welt zu errichten.» Ihr wichtigstes Vorhaben ist «die Wiedererringung der Macht jedes einzelnen über sein eigenes Leben, indem es der produktivistisch-kommerziellen Rationalität entzogen wird» (Gorz, I, S. 69).

Zwar haben die Ausgemusterten wohl Richtiges im Sinn, aber die «Nischen», in denen sie die freie Entfaltung ihrer Subjektivität proben, sind vom Kapital bedroht. Es muss ihnen also geholfen werden. Von wem? Von den Gewerkschaften: «Der gewerkschaftliche Kampf bleibt heute die hauptsächliche Triebfeder einer gesamtgesellschaftlichen Veränderung, auch wenn, sagen wir, der Ideenreichtum nicht aus

dieser Richtung kommt» (Gorz, IV, S. 20). Um Ideen und Inhalte brauchen sich die Gewerkschaften also nicht zu kümmern, die schöpft man dann bei Leuten «ausserhalb des Arbeitslebens», bei den «Alternativen» zum Beispiel (vgl. 3.3 oben). Hauptsache, die Gewerkschaften schlagen eine Schneise in den Dschungel – «der Tarifvertrag ist wahrscheinlich der wichtigste Übergangspfad zu einer neuen Gesellschaft» –, auch wenn sie nicht so genau wissen, wohin die Reise geht. Dafür sorgen die andern, die Arbeit ist also «vernünftig» aufgeteilt.

Aber die Frage nach dem «Wer» ist offenbar gar nicht so zentral für Gorz: Der Kapitalismus ist ja schon «halbtot» (Gorz, II, S. 55) Seit mehr als 100 Jahren läutet schon das Totenglöcklein! Führt nicht «die Aufhebung menschlicher Arbeit zu Problemen, die der Kapitalismus nach seiner eigenen Logik nicht lösen kann?» (Gorz, IV, S. 3). Die Bourgeoisie «kann ihre Macht nur durch intelligente Spiele, die viel Spielraum lassen, beibehalten. Sie muss Zugeständnisse machen, sie muss weitsichtig sein. Ist sie es nicht, kommt es zu einer fatalen Kollision, die sie nicht gewinnen kann» (Gorz, III, S. 20). Aber so dumm ist die Bourgeoisie wohl nicht, sie kommt ja auf ganz ähnliche Lösungen wie Gorz (vgl. auch Hewlett, Packard):

«Ein mögliches Szenario für das nächste Jahrhundert – aufgezeichnet von Heik Afheldt» (Personalzeitung des Schweizerischen Bankvereins 12/84):

«Die Zähmung der Technik ist gelungen. Die Grosstechnologien machten Angst, sie waren schwer beherrschbar und wenig durchschaubar. Die neuen Informationstechniken wirken wie die Sklaven im antiken Griechenland. Befreit von allen niedrigen Arbeiten, kann sich der Mensch der Politik, den Künsten und der Kultur widmen. Die

Massenproduktion wird von «steel-collar workers» (Robotern) gemacht.»

Sollte die Bourgeoisie doch nicht so intelligent sein, wie erhofft, und sollte z.B. ein «dummköpfiger Regierungschef auf Konfrontationskurs mit der Bevölkerung» gehen, dann vielleicht: «Kommt es zur Explosion, ja, dann können wir einiges erleben, um sie niederzuschlagen. Wird die Explosion verhindert, können wir über Reformen auch radikale Änderungen durchsetzen» (Gorz, III, S. 21). (Wer ist da eigentlich «es», das zur Explosion kommt, die «wir» allenfalls niederschlagen müssten? «Wird die Explosion verhindert . . .» – durch uns oder die «intelligenten Spiele» der Bourgeoisie oder ein nicht benennbares Drittes?)

An der Radikalität der Änderungen, die da mittels Reformen durchgesetzt werden sollen, sind Zweifel anzubringen:

Gorz folgt durchaus der Logik des Kapitals und dessen innovativem Instinkt, er folgt ihnen mit einer blossen Verteidigungsstrategie, um das Schlimmste zu verhindern. Die Initiative aber bleibt beim Kapital (vgl. Lüscher, S. 195).

6. Fragen zu Schluss

6.1. «Keine Sachzwänge mehr, sondern allein politische Herrschaftsverhältnisse trennen uns vom Ziel einer humanen Gesellschaft» (Gorz, IV, S. 7). Hängt denn diese Herrschaft in der Luft? Hat sie nicht gerade körperhafte Gestalt angenommen in den technischen «Errungenschaften» (errungen von wem?) und damit das Bild des zigarrenrauchenden dickwanstigen Kapitaldespoten endgültig überholt? Lässt sich also die Machtfrage so schön arbeitsteilig – hier Sachzwang, da Herrschaftsverhältnisse – lösen?

6.2. Wie kann das Paradies ausgerechnet jetzt so nahe sein, – wo alle genossenschaftlichen und sozialen Netze eine noch nie dagewesene Demontage erfahren?

– wo Computer durch ihre Fähigkeit, Daten zu speichern, diese durch Rekombination zu neuem Leben erwecken: einem künstlichen, synthetischen Leben?

– wo die Kapitalisierung auch die letzten Freiräume zu erfassen droht? – was Gorz übrigens sehr genau zu analysieren weiss (vgl. Gorz, II, S. 62). Selbst die Gebärfähigkeit der Frauen soll da nicht verschont bleiben!

– wo «das soziale Verhältnis Fabrik über die gesamten gesellschaftlichen Beziehungen formbestimmend gelegt» ist (Lüscher, S. 194) – wo der «Alltag als gigantische Maschine aus lebendigem Fleisch verdichtet» erscheint?

– wo das Produktionswissen immer breiterer Schichten einen Tiefstand erreicht hat?

6.3. Ist Gorz' Konstruktion wirklich so realistisch, wie sie

sich gibt? Führt uns Gorz nicht einen Magiertrick vor, wie die reale Welt umzuinterpretieren sei zu ihrem Bessern – die «Hindernisse» seien «rein ideologisch»! (Gorz, III, S. 10) – ohne dass da etwa eine Revolution stattfinden müsste? «Revolutionsromantik», das scheint passé!

6.4. Gorz' Modell: Eine neoromantische Utopie im Gewand der Realpolitik? Im Chaos (der heutigen gesellschaftlichen Situation) ist die höchste Ordnung (die humane Gesellschaft) bereits enthalten. Das Chaos wartet nur auf die Berührung durch unseren hoffnungsvollen Blick (wir müssen nur die Chancen erkennen), um sich zu einer harmonischen Welt (Paradies) zu entfalten. (Vgl. dazu Schlegel!) Es bleibt zu hoffen, dass das *Umdenken* (die Überwindung der «rein ideologischen Hindernisse»), das Gorz anzuregen versucht, bei seinen Anhängern nicht zum blossen *Wegdenken* verkommt und sie damit gutgläubig und hoffnungsvoll den Aufbau einer synthetischen Ge-

sellschaft und eines synthetischen Lebens mitfördern.

Literaturangaben

* Die Zitatangaben des Textes in Klammern nennen den Autor und die Seitenzahl. Die verschiedenen Schriften von André Gorz sind mit römischen Zahlen beziffert.

- I Gorz, André: Abschied vom Proletariat, Frankfurt a. M. 1980.
- II Ders.: Wege ins Paradies, Berlin 1983.
- III Ders.: Ins Paradies – aber mit den Gewerkschaften! In: Prokla 55, Juni 1984 (Rotbuch-Verlag, Berlin)
- IV Derselbe: Sozialismus: Aufgabe der Zukunft. Vortrag am Parteitag der SPS 1984. In: Rote Revue Nr. 2/85.

Autonomie, Neue Folge Nr. 13/83. Darin: Sabotage (Autor unbekannt).

Lüscher, Rudolf: Abschied von wem? (1981) In: Einbruch in den gewöhnlichen Ablauf der Ereignisse, Zürich 1984.

Ders.: Abschaffung der Arbeit. A.a.O.S.197f.

Neusüss, Christel: . . . aber was ist denn das, der «irrationale Rest»? Zur Rationalisierungsdiskussion in der Weimarer Republik und heute. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis Nr. 12/84.

Strahm, Rudolf: Gorz statt Keynes. In: Rote Revue Nr. 2/85.

Werlhof, Claudia v.: Mit Orwell ins Paradies? In: Links, Dez. 1984 (Sozialist. Zeitung, Offenbach a.M.).

Dies.: Hausfrauisierung der Arbeit. U.a. in: Zukunft der Arbeit – Arbeit ohne Zukunft (Raubdruck M. Berger 1984).

Nach dem Machtwechsel an der Saar

Politisches Wetterleuchten

Von Horst Hartmann

Der Machtwechsel an der Saar kam zwar nicht völlig unerwartet, aber nie zuvor hat die SPD in einem Bundesland alle nur denkbaren Hürden so elegant genommen wie der Ökosozialist Oskar Lafontaine. Er stürzte die CDU aus der Opposition heraus und gewann die absolute Mehrheit, wenn auch nur mit einer Stimme Vorsprung. Und das ereignete sich in einem katholisch geprägten Bundesland, das bislang ausschliesslich von der Union regiert wurde.

Oskar Lafontaine, einer der wenigen Hoffnungsträger der Partei, besiegte nicht nur die CDU. Auch eine überraschend wiedererstarkte FDP blieb auf der Strecke, während die Grünen ihr Waterloo erlebten. Otto Schily hat die kritische Situation für die Alternativbewegung richtig eingeschätzt, als er erklärte: «Grüne Machtabstinenz wird vom Wähler nicht honoriert.» Da die Grünen im Industrieviertel des Saarlandes die Regierungsverantwortung ablehnten, konnte

und musste Lafontaine einen Mehrfrontenkrieg führen.

Trotz dieses Erfolges hat er seinen Wahlsieg nüchtern beurteilt, als er darauf hinwies, die alte Regierung habe das Vertrauen der Bevölkerung verloren, während die SPD ihr Profil deutlich zeigen konnte. Lafontaine erklärte mehrfach, dass die auf ihn wartenden Schwierigkeiten nicht in einer Legislaturperiode zu lösen seien. Er lehnte es auch ab, einen wirtschaftlichen Aufschwung zu garantieren.